

eigenen russischen Geschichte. Die enttäuschten Hoffnungen auf eine schnelle Lösung der dringlichsten innenpolitischen Probleme und ein baldiges Ende des Krieges kulminierten in der Vorstellung, dass sowohl sie selbst als auch die russische Gesellschaft insgesamt zu Opfern eines grandiosen Betrugs geworden seien.

Die Machtübernahme der Bolschewiki im Oktober 1917 und die darauf folgende Unterzeichnung des Friedensvertrags von Brest-Litovsk im März 1918 betrachteten die russischen Satiriker als zwei Akte des größten Dramas in der Geschichte Russlands. Baratov und Fillipova zeigen, welchen Veränderungen das Bild der „Feinde Russlands“ in den letzten, im Jahr 1918 unter den Bedingungen der bolschewistischen Diktatur noch verbliebenen satirischen Publikationen unterlag: Alle Veröffentlichungen dieser Zeit waren von Endzeitstimmungen der „Roten Apokalypse“ durchdrungen. Eine solche Haltung, die ein hohes Maß an Zivilcourage und professioneller Aufrichtigkeit erforderte, interpretieren die Autoren als wichtigen Beitrag der damaligen Satiriker zur Geschichte der russischen Kultur.

Abschließend sei darauf verwiesen, dass die Monografie Filippovas und Baratovs ohne Zweifel nicht nur für Historiker, sondern auch für Spezialisten der politischen Kultur, Kulturanthropologie und historischen Psychologie sowie für an satirischen Zeichnungen interessierte Kunsthistoriker von großem Interesse ist. Die beiden Autoren belegen überzeugend, dass die Satire einen Schlüssel zum Verständnis der historischen Erschütterungen der Jahre 1914–1918 darstellt. Das Genre zeigt, wie sich die beispiellosen Prüfungen jener Jahre in kreativen Persönlichkeiten brechen. Zudem lassen sich viele heutige Stereotypen, Mythen und Phobien, die sich im kollektiven Gedächtnis festgesetzt haben, nach Ansicht der Autoren just auf jene Bilder des Kriegs und der Revolution zurückführen, die die Satiriker seinerzeit schufen. In diesem Sinne kann das Schaffen der russischen Satiriker jener Zeit einen wichtigen Teil der kulturellen und ideengeschichtlichen Autobiografie Russlands zu Beginn des Jahrhunderts der Kriege und Revolutionen vor dem Auge des Lesers wiedererstehen.

Victor Dönninghaus, Lüneburg

**Jan Claas Behrends, Nikolaus Katzer, Thomas Lindenberger (Hrsg.): 100 Jahre Roter Oktober. Zur Weltgeschichte der Russischen Revolution, Berlin: Ch. Links Verlag 2017, 350 S. mit Abb., ISBN: 978-3-86153-940-7**

Die Flut an Publikationen zum 100-jährigen Jubiläum des Roten Oktober war groß. Und das, obwohl, wie die Herausgeber betonen, „der Kommunismus als weltumspannende Bewegung eine(r) fernen Vergangenheit“ zuzuordnen ist, denn die „Utopie einer Weltrevolution“ habe schon lange ihre Strahlkraft verloren. Die Herausgeber zeichnen in ihrem einleitenden Beitrag die globale Wirkung der Revolution nach. In der Tat beeinflusste der tendenziell weltgeschichtlich ausgerichtete Umschwung in Russland bereits die internationale Nachkriegsordnung (Cordon Sanitaire in Ostmitteleuropa, Radikalisierung linker und rechter Gruppierungen). Folgerichtig geht es in den in diesem Band versammelten elf Beiträgen um die Frage, „[...] welche Wirkungsmacht Lenins Umsturz im vergangenen Jahrhundert und bis in unsere Gegenwart entfaltet hat“ (S. 20). Dabei handelt es sich nicht um Essays, die die besondere Struktur des Bandes zusammenhält: Die 100 Jahre werden als eine Zeitreise erzählt, bei der jedes Dezennium einem Autor zugeordnet ist; den Ausgangspunkt des Textes bilden die jeweiligen Jubiläumsfeierlichkeiten.

Den Auftakt der elf Annäherungen macht Dietrich Beyrau, der sich der Revolution in zeitgenössischen Deutungen widmet (S. 29-56). Der Aufsatz führt den Leser zurück zu den Eindrücken, die die Zeitgenossen von den Ereignissen und der politischen Neuordnung hatten und die im krassen Gegensatz zur späteren sowjetischen Hagiografie stehen. In europäischer Perspektive wurde das bereits bestehende Stereotyp des jüdischen Bolschewiken weiter aufgeladen und der Kampf gegen den jüdischen Bolschewismus zum Leitbild der weißen Bürgerkriegseinheiten, deutschen Freikorps und polnischen Einheiten. Schließlich analysiert der Autor die Reaktion der europäischen Intellektuellen auf die Oktoberrevolution.

Frederick C. Corney greift den Faden auf und thematisiert das Jahr 1927 und der Memorialpolitik zum 10. Jahrestag der Revolution (S. 59-82). Seine Ausführungen belegen, wie sehr das Gedenken zum Dezennium bereits einen Prozess der Mythenbildung einleitete und zu einer „faszinierenden Neubewertung spezifischer Elemente des Oktober-Narrativs“ (S. 65) führte. 1937 hatte sich die Szenerie erneut gewandelt, das Land war gezeichnet von Terror und Alleinherrschaft. José M. Faraldo unternimmt es, das Gedenken im Zeichen der Despotie darzustellen (S. 84-105). Der Personenkult erreichte einen ersten Höhepunkt, und die Propaganda zielte vor allem darauf ab, den wirtschaftlichen Fortschritt und die militärische Potenz der Sowjetunion in Massenkundgebungen zu verdeutlichen. 1937 fand die „Siegfeier des Stalinismus“ (S. 91) statt. Zehn Jahre später war die Sowjetunion zur Weltmacht geworden und hatte den Sieg gegen das nationalsozialistische Deutschland errungen – unter ungeheuren Verlusten an Menschen und der nahezu gesamten Zerstörung des europäischen Teils des Landes. Olga Nikolova stellt ihren Beitrag unter den Titel „Gesichter des Nachkriegssozialismus“ (S. 106-129). Noch waren erst Ausläufer des beginnenden Kalten Krieges zu spüren und die Sowjetunion erfreute sich einer internationalen Sympathie wie niemals zuvor und danach (sieht man von den wenigen Jahren der Perestroika ab). Die Gedenkfeier zum 30. Jahrestag der Oktoberrevolution ist auch insofern als eine Zäsur zu werten, als mit ihr die endgültige Absage an „nationale“ Wege zum Sozialismus verbunden war und fürderhin die Übernahme des sowjetischen Modells als sakrosankt galt, was *mutatis mutandis* natürlich auch für den inzwischen gottgleichen Generalissimus seine Berechtigung hatte. Wiederum zehn Jahre später hatte die Anziehungskraft des sowjetischen Sozialismus starke Einbußen erlitten: 1956 war der Ungarische Aufstand blutig niedergeschlagen worden und nur die Rote Armee hatte den sogenannten Ostblock davor bewahren können, eines Mitgliedes verlustig zu gehen. Und zudem war am XX. Parteitag der KPdSU im Februar 1956 der Mythos Stalin teilweise entzaubert worden. Nicht zu Unrecht spricht Maciej Górny von den „Lehren des schwarzen Oktober“ und richtet den Blick vor allem auf die ostmitteleuropäischen Volksrepubliken (S. 130-156). Ende der 1960er Jahre hatte sich die Systemkonkurrenz endgültig über den gesamten Erdball ausgedehnt, eine Entwicklung, die Andreas Hilger in seinem Beitrag („1967. Lenins Erben und die nationale Revolution in der Dritten Welt“, S. 158-178) aufgreift. Die Verschränkung von marxistisch-leninistischer Ideologie und nationaler Eigenbestimmung entfaltete in diesem und dem folgenden Dezennium eine große Wirkungsmacht als eigenständiger nichtkapitalistischer Weg in eine dekoloniale Zukunft. Das folgende Jahrzehnt ist als Phase des Stillstands einer immer mehr vergreisenden sowjetischen Führung in die Geschichte eingegangen. Juliane Fürst geht den Ereignissen unter dem Titel „Stagnierende Revolution? Zwischen Erstarrung und Dynamik“ nach (S. 180-207). Es war eine Nischengesellschaft entstanden: „Im Lebensgefühl seiner Bürger existierte der sowjetische Staat als Kulisse, vor der die eigenen Lebenspläne

und Wünsche verwirklicht wurden, die der Staat nicht erfüllen konnte“ (S. 182). Zugleich rückte die Revolution von 1917 im Vergleich zum Erinnerungsort Großer Vaterländischer Krieg in den Hintergrund. Der Autorin gelingt es, den sowjetischen Alltag während der *pax sovietica* dem Leser zu veranschaulichen. 1987 holte die Vergangenheit die Gegenwart der Revolutionsfeierlichkeiten ein, wie Alexander Vatlin in seinem Beitrag über die Zeit der Perestroika verdeutlicht (S. 208-232). Dieses Jahr war geprägt von Veränderungen. Ein Jahr, in dem sich die Führung und Teile der Bevölkerung in Übereinstimmung befanden, doch auch das Empfinden einer Erschütterung oder Überrumpelung um sich griff. So „[...] wurde das Revolutionsjubiläum zum Motor einer regen Diskussionskultur“ (S. 219). Der Autor, selbst nicht nur Zeitzeuge, sondern auch Akteur, zeichnet vor allem die historiografischen Debatten dieser Jahre nach.

Damit hätten es die Herausgeber bewenden lassen können, wenn es ihnen nur um ein rezeptionsgeschichtliches Werk im Rahmen der Geschichte der Sowjetunion gegangen wäre. Doch vielleicht ist das Gedenken an den Oktober 1917 nie interessanter als in der Epoche, in der es den Staat, den diese Revolution hervorgebracht hatte, nicht mehr gab. Irina Scherbakowa hat sich mit dem Jahr 1997 näher beschäftigt („Eine Wende, still und leise“, S. 234-253). Die Autorin zeigt auf, wie die historische Aufarbeitung (durch die Öffnung der Archive) Mitte der 1990er Jahre langsam zu einem Ende kam und eine Art von Sowjet-Nostalgie Einzug hielt, die ihren Ursprung in der katastrophalen wirtschaftlichen Situation hatte, in der sich viele Menschen befanden. Einen Bruch in der bisherigen Darstellungsform stellt der folgende Artikel von Gerd Koenen dar, der sich mit dem Gedenken im Jahr 2007 in China beschäftigt (S. 254-277), jedoch einen durchaus anregenden Überblick über die Entwicklung des Landes seit der Kulturrevolution gibt. Mit dem letzten Jubiläumsjahr kehren wir wieder nach Russland zurück: Jan Plamper beschreibt den schwierigen Umgang der heutigen Herrscher mit der Oktoberrevolution: „[...] zwischen Märtyrologie, Konspirologie und starkem Staat“ (S. 278-294). Plamper weist auch auf eine Entwicklung hin, die bereits in den 1960er Jahren begann, aber ihre volle Ausprägung erst in der jüngsten Vergangenheit als „zentrale historische Sinnstiftung Russlands heute“ erhielt: „nämlich den Sieg über Hitler-Deutschland und den Feiertag 9. Mai“ (S. 282).

Durch die Verbindung erzählerischer Elemente zu den jeweiligen Jubiläumsfeierlichkeiten mit kritischen rezeptionsgeschichtlichen Analysen kommt ein rundum gelungener Band zustande, den man gerne zur Hand nimmt. Kurze Empfehlungen zu weiterführender Literatur am Ende der Aufsätze tragen zum positiven Urteil ebenso bei wie eine Internationalität der Autoren, durch die viele unterschiedliche Perspektiven und Sichtweisen Eingang finden. Die immer mehr um sich greifende Unsitte, die Fußnoten nicht an das Seitenende zu setzen, sondern sie in den Anhang zu verbannen, findet sich leider auch in diesem Buch. Sie soll an dieser Stelle aber nicht den Herausgebern angelastet werden. Nach der Lektüre der Publikation wird man ihnen aber sicherlich in einer Hinsicht zustimmen: „Die Russische Revolution hat ihre Kinder noch nicht entlassen“ (S. 20).

Joachim Tauber, Lüneburg